

Input auf der Fachtagung

Vielfalt und ihre strukturelle Rahmung. Das Allgemeine im Besonderen der Pflegekinderhilfe

vom 13. bis 14. September 2022 in Bonn

IGfH Fachtagung in Kooperation mit der Forschungsgruppe Pflegekinder an der Universität Siegen, dem Kompetenzzentrum Pflegekinder e.V., PFAD Bundesverband der Pflege- und Adoptivfamilien e.V. und Bundesforum Vormundschaft und Pflegschaft e.V.

Wir nennen es Familie – Mehr als Vater, Mutter, Kind

Anne Waak

1. Teil

Ich würde gern mit einem Bild einsteigen und mit der Frage, was an dieser Darstellung der steinzeitlichen Feuersteins hier nicht stimmt.

Ja, der Fernseher und die Wohnzimmerlampe sind ein paar Zehntausende Jahre zu früh dran. Den Dinosaurier als urzeitliches Haustier der Menschen wird es auch nicht gegeben haben und in Sachen Geschlechterrollenklischees ist die Darstellung der strickenden Wilma Feuerstein kritikwürdig. Außerdem sind die drei Urzeitmenschen sehr, sehr weiß.

Aber das sind in meinen Augen die vernachlässigbaren, weil mehr oder weniger offensichtlichen Fehler in dieser Darstellung. Der viel größere ist: Das Familienbild, das hier transportiert wird.

Vater Fred, Mutter Wilma und ihr leibliches Kind Pebbles, wie sie da in trauter Einigkeit in ihrer Höhle sitzen, vermitteln die Idee, dass nichts ursprünglicher, naturgegebener, menschlicher oder selbstverständlicher sei als die Kleinfamilie. Aber eigentlich ist nichts falscher als diese Vorstellung.

Im Folgenden möchte ich den Versuch unternehmen, zu ergründen, woher diese für unser Leben grundlegende Vorstellung von Familie kommt und – was an ihr so verkehrt und schädlich ist.

Etwa 200 000 Jahre lang, also 95 Prozent ihrer gesamten Zeit auf der Erde, lebten die Menschen in nomadisch umherziehenden Verbänden verschiedener Generationen und Verwandtschaftsgrade zusammen – darunter vor allem nicht miteinander Verwandte – das weiß man aus Untersuchungen von heute noch lebenden Jäger-und-Sammler-Gemeinschaften überall auf der Welt. Dieses Zusammenleben von Gruppen nicht miteinander verwandter Menschen ist eine Eigenart unserer Spezies, die im Tierreich nicht vorkommt und die, so glaubt die Wissenschaft, für die unsere kulturelle Evolution verantwortlich ist. Dadurch konnten neue Ideen einfacher von außen in eine Gruppe gelangen und sich verbreiten.

Erst vor grob 10 000 Jahren ereignete sich im heutigen Nahen Osten die sogenannte Neolithische Revolution. Die Menschen wurden sesshaft und betrieben fortan statt dem Jagen und Sammeln Ackerbau und Viehzucht. Sie akkumulierten Dinge – der Beginn des Privateigentums. Und weil Eigentum vererbt werden will, war es auf einmal wichtig zu wissen, wo das eigene Feld anfang und wo es endete, welches das eigene Vieh war, welche Kinder leiblich waren und welche der Nachbar gezeugt hatte – und mit welcher Frau. Weil Eigentum weitervererbt werden wollte.

Aber noch in der Jungsteinzeit lebten Menschen zum Beispiel in der Siedlung Çatalhöyük im heutigen Anatolien nicht in Großfamilien zusammen, sondern in ganz anderen Konstellationen – man weiß das von der Art und Weise, wie die Menschen zusammen unter ihren Häusern bestattet wurden. Verwandtschaft wurde hier – und mutmaßlich an vielen anderen Orten auch – nicht durch biologische Wurzeln definiert. Offenbar hatten die Bewohnerinnen und Bewohner ein anderes Verständnis von Verbundenheit – eines, das vielleicht auf ökonomischen, sozialen oder kulturellen Gemeinsamkeiten beruht haben mag und das durch das Zusammenleben im gleichen Haus verstärkt wurde.

Im alten Rom war leibliche Abstammung eine Nebensache und »Vaterschaft« vor allem ein juristischer Begriff. So musste der Vater leibliche Kinder in einem formellen Akt der Adoption anerkennen. Julius Cäsar adoptierte seinen Großneffen Augustus, der ihm damit nach Cäsars Ermordung bekanntlich als Alleinherrscher des Römischen Reiches nachfolgen konnte.

Vom Mittelalter bis in die Moderne lebten die meisten Menschen in Europa dann in bäuerlichen Familien zusammen. Eltern, Kindern, unverheiratete oder verwitwete Onkel und Tanten, Cousins und Cousinen, Mägde und Burschen. Sie alle bildeten eine wirtschaftliche Einheit, betrieben Landwirtschaft und Viehzucht und produzierten die Lebensmittel genauso wie die Kleidung und die meisten anderen Dinge, die sie benötigten. Starb jemand unerwartet – was häufig vorkam, weil jeder rostige Nagel, in den man trat, oder jeder entzündete Zahn ein Todesurteil sein konnte – oder wurde ein weiteres Kind geboren, fing die bäuerliche Großfamilie das auf.

Im 18. Jahrhundert war ein Drittel aller Familien von Zweit- und Drittehen geprägt. Die Patchworkfamilie ist also keinesfalls eine neuzeitliche Erfindung. Das, was wir heute Kleinfamilie nennen, gab es bis zur Französischen Revolution schlicht gar nicht.

Das änderte sich mit der industriellen Revolution im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert. Besonders junge Männer und Frauen verließen ihre Familienverbände und strebten mehr als je zuvor in die Städte, um in den dortigen Fabriken zu arbeiten. Aus der Abnahme landwirtschaftlicher Lebens- und Arbeitsweisen und dem Anstieg von Berufen in Industrie und Wirtschaft entwickelte sich die bürgerliche Rollenverteilung zwischen Frau und Mann – die Trennung der Sphären Heim und Welt, Familienarbeit und Erwerbsarbeit, drinnen und draußen. Kurz: die Kleinfamilie, wie wir sie kennen.

Und die funktionierte, genau betrachtet. einen menscheitsgeschichtlich winzigen Augenblick lang, nämlich, ACHTUNG; ungefähr von 1950 und 1965. Das sah dann so aus: Mann und Frau heirateten, bekamen ein paar Kinder, der Vater brachte ausreichend Geld mit nach Hause, während die Mutter vor allem Heim und Kinder hütete. Ende der Geschichte. Obwohl die meisten Menschen in den Zehntausenden Jahren vorher so nicht gelebt hatten und auch die meisten Menschen seither so nicht gelebt haben, ist die Kleinfamiliennorm bis heute unser Ideal. Ob nun in biologisch begründeten oder Pflegefamilien.

Dabei ist es nicht so, dass die Kleinfamilien in der Mitte des 20. Jahrhunderts – die Alleinverdiener-Männer und ihre von ihrem Wohlwollen abhängigen, im stickigen Eigenheim isolierten Hausfrauen – notwendigerweise glücklich waren. Doch heute ist dieses Ideal oft vollends unlebbar geworden.

Spätestens seit den 90er-Jahren reicht ein einziges Gehalt kaum mehr, um eine Familie zu ernähren – manchmal sind nicht mal zwei genug. Frauen haben sich mithilfe der Antibabypille und der Emanzipationsbewegung von ihrer Rolle als Küchenkraft und Kinderalleinvertwortlicher weitestgehend befreit. Das Alter, in dem Menschen ihr erstes Kind bekommen, ist beständig gestiegen. Karriere, Kinder, die Anschaffung einer Kücheninsel – das alles soll heute im kurzen Lebensabschnitt zwischen 30 und 40 passieren. In der Rush-Hour des Lebens. Dazu kommt häufig – und vor allem für Frauen – die Pflege von älteren und kranken Angehörigen. 82 Prozent der Frauen in Deutschland zwischen 40 und 59 Jahren geben an, das Gefühl der totalen Überforderung zu kennen.

Dazu kommt: Die Arbeitswelt ist globalisiert, die Erreichbarkeit im Job auf Dauer gestellt, die Tätigkeiten selbst oft schlecht bezahlt und prekär, und das bei explodierenden Lebenshaltungskosten.

Mütter und zunehmend auch Väter sind heute einer Mehr- und Überbelastung ausgesetzt, die weder die Verwandtschaft noch die Gemeinschaft oder die Gesellschaft auffangen kann.

»Einen solchen massiven Umbruch der familiären Strukturen hat es wohl noch nie gegeben. Es erstaunt daher nicht, dass sich nicht nur die Eltern im Alltag damit schwertun, sondern auch die Gesellschaft.« Remo H. Largo.

Dazu kommt, dass nur den wenigsten werdenden Eltern klar ist, auf welche Weise das erste Kind ihr jeweiliges Selbstverständnis, ihr bisheriges Leben und damit auch ihre Beziehung verändern kann – wie erschöpfend und isolierend die Stresssituationen und kräfteaubenden Routinen früher Elternschaft sein können. Zumal oft auch sich als progressiv verstehenden Paare als Menschen mit einer Rollenverteilung aus den 1950er-Jahren aus dem Krankenhaus zurückkehren. Er geht arbeiten, sie hütet das Kind, um nach einem, zwei, drei oder fünf Jahren in Teilzeit wieder in den Job einzusteigen.

Das hat auch damit zu tun, dass nicht einmal die Hälfte aller Länder auf der Welt über eine gesetzliche und bezahlte Elternzeit verfügt– die, wenn es sie gibt, meist nur ein paar Tage oder Wochen beträgt und vor allem von Müttern in Anspruch genommen wird. Gehen Frauen im Sinne ihrer geistigen Gesundheit, ihrer finanziellen Unabhängigkeit und ihrer Rente wieder arbeiten, wird das Leben schnell zur ständigen Zerreißprobe zwischen Fürsorge- und Erwerbsarbeit und Freizeit – oder dem, was dann noch davon übrig ist.

Die unbezahlte sogenannte Care-Arbeit, deren Wert weltweit zehn Billionen Dollar jährlich beträgt und die zuletzt in den Corona-Lockdowns auf neue Dimensionen anwuchs, wird meist als das private Problem der Familien – also meist der Frauen – betrachtet. Und so wandeln sich die Paare in dem Moment, wo Kinder in ihr Leben treten, zu Familieneinheiten, jede für sich isoliert in ihrem jeweiligen Kampf.

Die romantische Liebe, die anders als früher heute die Basis der meisten Familien ist, gerät da schnell unter die Räder. Und: Menschen werden heute

sehr viel älter als zu anderen Zeiten. Die evolutionären Mechanismen der Bindung zwischen zwei Erwachsenen eignen sich vielleicht zum Großziehen von Kindern, nicht aber unbedingt dafür, 30, 40 oder 50 Jahre zusammenzubleiben.

Die geringen Scheidungsraten, die bis in die 1960er-Jahre hinein herrschten, hatten auch viel damit zu tun, dass die Menschen in anderen Zeiten früher starben, etwa bei der Geburt eines Kindes. Beziehungen dauerten also früher weniger lang. An die Stelle von Regeln, wer wen heiraten darf, sind Wahlmöglichkeiten, aber auch Unsicherheiten und Selbstzweifel getreten.

Und während Kinder früher so etwas wie Angestellte ihrer Eltern waren und auf dem Feld oder in der Fabrik fürs Familieneinkommen gearbeitet haben, sind sie heute die Chefs. Sie haben nur noch eine Aufgabe: Sie sollen das Lebensglück ihrer Eltern steigern. Das alles setzt die Kleinfamilie unter starken Druck, unter dem sie eigentlich nur zusammenbrechen kann. Wenn sie dann scheitert, wird das als persönliches Scheitern betrachtet, nicht als etwas, das historisch-gesellschaftliche Ursachen hat. Es ist nicht praktikabel und war nie so gedacht, dass zwei Menschen Kinder allein aufziehen.

Warum nur ist das Idealbild von Vater – Mutter – Kind dennoch so wirkmächtig und wird so selten hinterfragt?

Das liegt vor allem in einer bestimmten Konstellation, die in weiten Teilen der Welt seit mehr als 2000 Jahren das herrschende Glaubenssystem und damit auch die Kultur bestimmt – und bis heute so gut wie alle Bilder speist, die wir uns von Familie machen – ob im Film, der Werbung oder der Literatur.

Jesus, Maria und Josef haben über Jahrhunderte hinweg die Geschlechter- und Familienrollen geprägt und tun es bis heute. Die Heilige Familie als eine von zärtlicher Zuwendung erfüllte Gemeinschaft hat entscheidenden Anteil daran, dass sich ein Ideal familiärer Intimität überhaupt ausformen und durchsetzen konnte.

Dabei hatten der verwitwete jüdische Handwerker Josef und dessen junge Frau Maria nach Jesus noch weitere Nachkommen. Das vergessen wir gern. Auch ist Josef bekanntlich nur einer von zwei, wenn nicht sogar drei Vätern Jesu – neben Gott und dem Heiligen Geist ist er so eine Art Stief- oder sozialer Vater.

Der erwachsene Jesus tritt als Anführer der neu gegründeten christlichen Sekte eben gerade nicht als Prediger der Familie, sondern als ihr radikaler Zerstörer an. Er fordert seine Jünger auf, Vater, Mutter und den gesamten Clan zu verlassen und ihm zu folgen. Aber im Laufe der Jahrhunderte wird dieses Familienbild miniaturisiert zur christlichen Modellkleinfamilie, die viele von uns jedes Jahr Ende Dezember zusammen mit 2,2 Milliarden anderen Menschen feiern.

Entscheidenden Anteil an dieser nicht nur symbolischen Verkleinerung der Familie hatte die römisch-katholische Kirche selbst. Mit Inzesttabus, Heiratsregeln, der Stärkung der Monogamie und dem Erschweren der Ehescheidung hat sie seit dem 7. Jhd. das Übertragen von Erbschaften innerhalb von Familien erschwert. Mit dem Seelenheil, das sie ihren Anhängern im Tausch dafür in Aussicht stellte, gingen Geld und Besitztümer nun oft an die Kirche, statt innerhalb weitverzweigter Clans weitergegeben zu werden.

Martin Luther schließlich machte mit seinen Lehren aus der Familie eine „kleine Kirche“, in der die Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern heilig sind. Die Mutter wird dann mithilfe von Pädagogen wie Pestalozzi und Jean-Jacques Rousseau zur Schlüsselfigur für die Sozialisation des Kindes – und bis heute mythisch überhöht. Sie ist die Einzige, die weiß, was gut und richtig für das Kind ist – allein sie kann sich angemessen um es kümmern.

So kommt es, dass uns etwas sich historisch Entwickeltes wie das Familienbild wie etwas Natürliches oder Gegebenes vorkommen – wie eine gesetzte Norm.

Dabei sind Normen nichts als Ideale, die man erbt und sich nicht aussucht.

„Normen sind Ideale, die man erbt und sich nicht aussucht“ (Tristan García, Philosoph)

Dazu kommt, dass etwa die Art, wie Wohnungen und Häuser zugeschnitten sind, dass die Arbeit in Acht-Stunden-Tagen organisiert ist, wen das Erbschaftsrecht begünstigt – aus einer Zeit stammt, in der die Kleinfamilie mit einem außerhalb und einem innerhalb der Familie arbeitenden Elternteil die unhinterfragte Norm war. Es ist häufig einfacher und kräfteschonender, oder auch schlicht die einzige Option, in diesen Strukturen zu verharren, statt ihnen etwas anderes, weniger Starres und Vorgefertigtes, sondern Vielgestaltigeres entgegenzusetzen.

2. Teil

Familie verstehen die meisten als etwas, das durch Heirat oder „Blutsverwandtschaft“ entsteht. Dabei könnte es ganz anders sein – und in vielen Teilen der Welt ist es auch anders.

So wird Verwandtschaft zum Beispiel unter der Bevölkerung von Malaysia nach Merkmalen wie dem gemeinsamen Wohnen oder im Südsudan dem Teilen der Mahlzeiten definiert. Im Amazonasgebiet gelten Menschen als Verwandte, die denselben Feind haben. Bei den Zambagua in den ecuadorianischen Anden, deren

Familienform sich äußerlich nicht von der europäischen Kleinfamilie unterscheidet, werden Kinder häufig zu alleinstehenden Verwandten gegeben. Bei einer Volksgruppe im afrikanischen Benin werden Kinder im Alter von etwa drei Jahren von Verwandten in Pflegschaft genommen – ein Brauch aus vorkolonialen Zeiten, in denen Fehden zwischen verschiedenen Dörfern an der Tagesordnung waren. Die Kindspflegschaft garantierte friedliche Verhältnisse: Das eigene Kind greift niemand an. Die Mosuo im Südwesten Chinas leben in um die Mutter herum aufgebauten Großfamilien zusammen. Die Ehe existiert nicht, Mädchen und Frauen bekommen lediglich Besuch von Männern. Die so entstandenen Kinder werden von ihren Müttern gemeinsam mit deren Brüdern aufgezogen.

»Die Mehrheit der Menschen auf der Welt geht nicht davon aus, dass sich Verwandtschaft durch Blutsbande konstituiert« (Christina von Braun, Kulturwissenschaftlerin)

Dementsprechend unterscheidet die anthropologische Forschung heute zwischen verschiedenen Arten des »Verwandtschafts-Machens«. Der Dreisatz lautet: nature, nurture and law, gemeint ist die biologische, soziale und legale Zugehörigkeit von Menschen zueinander, die in eins fallen können, aber nicht müssen. Das spiegelt sich langsam auch in Gesetzen wider. In Kanada kann ein Kind seit 2014 vier Personen als soziale Eltern haben, in Großbritannien sind es immerhin drei. In Deutschland lassen angekündigte Reformen in der Richtung noch auf sich warten – und verlängern den Zustand fehlender Rechtssicherheit und aufwendiger, teilweise demütigender Verfahren, in die sich nicht-biologische Eltern begeben müssen.

Und während die Ampelregierung noch damit zögert, der "gesellschaftlichen Wirklichkeit Rechnung zu tragen" und etwa Patchwork-Familien durch das "kleine Sorgerecht" für soziale Eltern zu stärken oder in einer lesbischen Beziehung beide Frauen automatisch zu Müttern eines Kindes zu machen, machen Menschen Familie nach ihren eigenen Bedürfnissen.

Für mein Buch „Wir nennen es Familie“ habe ich Lebensformen abseits der Kleinfamiliennorm porträtiert. Da sind zum Beispiel Julika und Maria, die sich beide unabhängig voneinander und vor allem unabhängig von den biologischen Vätern für ihre Kinder entschieden haben. Sie sind ganz bewusst Alleinerziehende und genießen die Freiheit, die ihnen das verschafft. Da sind Nadia und Julius, die in einer nicht-monogamen Beziehung sind, und mit ihren beiden Kindern, Nadjas Mutter und einem jungen Mann, der ihnen im Garten hilft, in einem Haus zusammenleben. Da sind Mette und Jakov, die jeweils ein Kind mit in ihre Beziehung brachten, noch ein gemeinsames bekamen und seit der Trennung voneinander eine weiter wachsenden Patchwork-Familie sind – oder „ein Netz, das alle stützt“, wie ihr mittlerer Sohn es nennt. Da sind die Jacob-Campe-Bernhards, eine Familie, die aus einem schwulen und einem lesbischen Paar besteht, die zusammen zwei leibliche Kinder aufziehen. Da ist Tuan, ein schwuler Mann, der sich erst informell und mittlerweile als Pflegevater mit um die zwei Kinder einer Alleinerziehenden kümmert – mit der Option, die Jungen eines Tages zu adoptieren. Ich selbst lebe mit meiner besten Freundin und ihrem fünfjährigen Sohn zusammen, ihr Kind ist auch ein wenig meines. Wir teilen die Verantwortung und die Freuden und sind einander eine Familie.

All diese Familienformen abseits des Modells Vater-Mutter-Kind bieten nicht nur die Chance, Kindern und Erwachsenen in ihren Wünschen und Bedürfnissen gerecht zu werden. Sie brechen auch das binäre Modell der Geschlechter auf, welches die Kleinfamilie prägt. Ein Modell, in dem Kinder lernen, dass ein Elternteil fürs Kümmern und Kochen zuständig ist, und das andere fürs Geldverdienen, eins fürs Kuschneln und eins fürs Raufen, eines immer schimpft und ein anderes immer Späße macht. Zwei Geschlechter, die sich in jedem Fall komplementär zueinander verhalten und meist klare Rollenzuschreibungen tragen. In Familien, die abseits der Heteronormativität operieren, wachsen Kindern heran, die ein anderes, freieres, weniger klischeehaftes und zukunftsfähigeres Bild von Elternschaft und Geschlechterbeziehungen haben. Kurz: feministischere Kinder. Kinder, für die „eine Familie gründen“ nicht immer schon gleichbedeutend ist mit „Kinder bekommen“. Und die beim Gedanken an „Familie“ auch solche Bilder im Kopf haben.

Pflegschaften und Adoptionen standen schon immer quer zur Vorstellung der Blutsverwandtschaft als einzig zulässiger Art und Weise, wie Familien entstehen können.

Mit der Zunahme von queeren, Ein-Eltern- und Patchwork-Familien sowie mit der Normalisierung von Reproduktionstechniken wie der In-Vitro-Fertilisation und Leihmutterschaft steht zu erwarten, dass sich unsere Vorstellung von Verwandtschaft weiter verändert. Ein durch Eizellenspende und Leihmutterschaft gezeugtes Kind kann so zum Beispiel drei Mütter haben: eine biologische, eine, die es ausgetragen hat und eine soziale Mutter. Die Bedeutung sozialer statt biologischer Verwandtschaftsverhältnisse steigt. In Zukunft wird es noch viel weniger um Stammbäume gehen, sondern um Zuneigung, Vertrauen, miteinander verbrachte Zeit und gemeinsame Geschichte. Und den Willen, füreinander zu sorgen.